

DER ERZÄHLER

Samstag, den 13. August 1932

Nummer 50

Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Der Weg des Bösen / Novelle von Jakob Schaffner

Es ist ein gespannter, heißer und unrunder Tag im Sommer, ein solcher Tag, der beinahe in jeder Seele geheime Leiden weckt und gefährliche Anwandlungen schafft. Zwischen den Bergen hängt die Luft wie Glas. Über dem See spinnen sich durchsichtige Dünste, bereits elektrisch geladen. Die alte Stadt mit ihren Mauern, Türmen und Laubengängen verliert den inneren Zusammenhalt und zerfällt in sich selber. Trocken heult ab und zu ein Windstoß aus der Höhe in das enge Seebecken herein.

Unter den wenigen Fußgängern sieht man eine elegante, hübsche, dunkle Frau von etwa fünfundsiebzig Jahren, schlank, auch jetzt von raschen, leichten Bewegungen, und zwischen dem schweren einheimischen Schlag sichtlich eine Fremde. Sie hält sich soviel als möglich bei der Stange unter den kühlen Arkaden und tritt schließlich in ein altes Patrizierhaus ein, das unten ein Schild mit der Aufschrift „Dr. Erich Wärmann, Advokat und Notar“ trägt. Wie eine Frau, die etwas Böses bringen könnte, sieht sie keineswegs aus.

Über eine breite Treppe mit schöngearbeitetem Holzeisengeländer kommt sie ins Wartezimmer des Advokaten und wird gleich darauf in den Arbeitsraum vorgelassen. Mit dem ihr eigenen schnellen, leichten Blick erfährt sie Figur, Haltung und Ausdruck des Mannes, der ihr entgegentritt. Er gehört zum landsüblichen Schlag, etwas schwer, dunkelblond, mit gesundem, roten Gesicht, mehr erfahren als geistvoll, gutmütig und so ehrenhaft, wie es Stellung, Ehre und eigene Neigung von ihm erfordern. Die beiden Menschen treffen, aus der Begrüßung zu schließen, einander nicht zum erstenmal; sie müssen sich sogar ziemlich gut kennen. In den Augen der Frau brennt unerbittliche Freude auf, ihn wiederzusehen, und in seinem redlichen Gesicht leuchtet ein stiller Glück, das aber durch den Schatten einer Sorge getrübt wird. Sie halten sich länger bei den Händen, als eine oberflächliche Bekanntschaft oder auch eine Freundschaft rechtfertigen; trotzdem ist die Dame nicht seine Frau. Frau Wärmann steht im goldenen Rahmen auf dem Schreibtisch; das Bild zeigt eine ansehnliche, etwas eigenwillige, melancholische und unruhige Persönlichkeit, die einmal reizvoll gewesen sein muß, aber jetzt nicht alles aus Majestät.

„Es ist lieb von Dir, daß Du noch einmal gekommen bist“, sagt er leise und aufrichtig empfunden. Sie sieht ihn an und bemerkt die aufsteigende Ergriffenheit in seinen offenen Zügen. Still erschrocken stellt sie sich, ihm zu Hilfe zu kommen. „Vor allem, Erich, nichts, was irgendwie nach Abschied klingt! Deshalb bin ich nicht noch einmal hier.“ Und Du liebst doch Deine Frau auch. Nun, also. — Wann kommt sie nun?“ „Um sieben abends, Nelly.“ — Es wird diesmal schwer sein.

Vor seinen hungernden und bittenden Augen schlägt sie die Blinde sehnüchelt nieder.

„Auch wenn sie gehst, sollst du, Erich?“

Er nimmt das Papiermesser auf und legt es wieder hin. „Sie wird nicht gehst sein.“

Noch eine kleine Weile fährt sie fort, das Muster des Teppichs zu betrachten, der zwischen ihr und dem Büchergestell liegt, dann wendet sie ihm langsam das Gesicht zu, das jetzt ungemein erregt ist. „Arme Frau!“ sagt sie leise. Und nach drei Atemzügen setzt sie sich hin: „Armer Mann!“

Und da sie erkennt, wie er leidet, streckt sie langsam die Hand nach ihm aus. In ihrem guten, klugen Gesicht erscheint ein kameradschaftliches Lächeln; währenddessen fühlt sie, wie dieser furchtbare, leuchtende Tag sich auch in ihr Inneres hineinschneidet und sie die erste Angst, der Stunde vielleicht doch nicht gewachsen zu sein, in ihr aufsteigt. Sie hält ihm die Hand, und nachdem er zuerst ihre Hand nicht zu leben schien, fängt er sich plötzlich darüber, um sie mit Klüssen zu bedecken. Aber so hat sie es wieder nicht gemeint. Sie will trösten und entspannen, nicht Leidenschaft aufregen, und schonend zieht sie die Hand zurück.

„Ich bin übrigens nur gekommen, um mir das Bild zu holen, das Du mir verschrieben hast“, erklärt sie unverzagt unter Aufwendung von viel Selbstbeherrschung. „Mit einer kleinen Beute will ich doch auch dem Abenteurer hervorragen.“

„Erich hat sich inzwischen aufgerichtet. Er ist ein wenig rot, und er ist ein wenig blaß. Medaunen wendet er sich nach seiner Schublade, die er öffnet, um daraus ein gutgezeichnetes Bild von sich hervorzubringen. Sie folgt seinen Bewegungen mit aufmerksamen Blicken. Wägen sich eine Bewegung durch ihre Gestalt, die bemerkt noch etwas anderes in der Schublade: einen Revolver. Nach dem ersten Augenblick sieht sie auf und greift nach der Waffe. Er will sie an der Hand zurückhalten, aber sie sagt einfach und bestimmt: „Zieh! Du sollst so etwas überhaupt nicht besitzen. Ich werde das Ding in den See werfen.“ Dabei denkt sie: Das letztemal war kein Revolver darin. Er muß es durchsehen. Wir müssen es beide durchsehen. Nachdem sie auch das Bild bekommen hat, erhebt sie sich.

„Ach wohl, mein lieber, lieber Mann!“ sagt sie still und innig. „Empfange Deine Frau gut! Wir können ja niemand für uns entgelten lassen.“

Sie könnte noch viel fragen, und er ist noch gar nicht wieder zu Wort gekommen, aber sie läßt sich schnell von ihm und ist aus dem Zimmer, bevor er überhaupt seine Gedanken wieder gesammelt hat. Sie nimmt zurück den gleichen Weg, den sie hergekommen ist. Auf den Straßenkreuzungen stehen die Sonnenstrahlen wie lebende Alpträume. Sie fühlt die Hitze, sie fühlt bloß die tödliche Kälte der Verlassenheit in ihrer Brust. Und dann fühlt sie noch, daß es sich um Minuten handelt, bis sie mit allen ihren Beherrschungen und Haltungen rettungslos zusammenbricht. Beinahe blind kommt sie in ihrer Wohnung an. Im Vorplatz steht ihr fünfzehnjähriger Sohn; sie geht an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken. Sie öffnet die Tür zu ihrem Zimmer, reißt den Gurt vom Kopf und schleudert ihn weg. Mit fliegenden Händen holt sie das Bild des Mannes aus der Handtasche, und unter einem aufgerissenen, gleich wieder erstarrten Blick fängt sie über ihren Diwan, wo sie sich lange wild und tränensüchtig. Stöhnend hämmert sie mit den Fäusten das Polster. Sie liegt in die Kissen, in ihre Handgelenke, stößt den Kopf gegen die Wand, und leise wimmernd reißt sie die Wangen an dem stumm, kühlen, glatten Bild.

Die offene Tasche mit dem Revolver ist zu Boden geworfen. In der Nebentür steht Frank, ihr Sohn, und sieht aus weit geöffneten, entsetzten Augen in den Jammer seiner Mutter. Nun lösen sich Worte und Sätze aus ihrer Brust. „Verfluchtes Leben! Verfluchtes, verfluchtes Leben! Warum muß ich denn zurückkommen, wenn sie doch nicht mehr gefunden wird? Und ich —! Und er —! Oh, ich werde es nicht überleben. Was hat dies verfluchte Leben denn für einen Sinn?“ Und plötzlich bricht in einem ermüdeten Dammernd das Weinen aus ihr hervor. Gleich bis auf die Zähne, steht Frank den geliebten Körper der Mutter im Schluchzen und wogen. Diese ausgegüllte, tote Luft erfüllt sich in den letzten Minuten mit Schreien und dem bittenden

Verwünschungen ihrer Verzweiflung. Und alles verflucht er. Das meiste hat er schon geahnt. Sein Herz ist mit ihr und mit dem Mann, denn dieser maßlose Anwalt, Offizier und Führer einer verjüngten politischen Partei besitzt kein Herz und seinen ganzen glühenden Glauben. Das Herz aber ist das Herz eines verworfenen, vaterlosen jungen Mannes im Jahr seiner stärksten Sehnsucht, im heißen, bedürftigen, an Furchung überreizten Fünftzehnten. „Um sieben kommt sie, und um sieben wird die Welt nicht untergehen!“ hört er sie noch voll Bitternis jähnen und jammern.

Da wird sein Blick von der offenen Tasche auf dem Boden gezogen. Aus der Tasche sieht der Griff eines Revolvers hervor. Das sterbende Licht spielt mit einem erregten Glanz über die gerippten metallenen Flächen hin. Wie eine erstarre und zugleich schwabbernde höllische Vogelzunge steht der Abzug im Winkel. Frank blinzelt frampfhaft mit den Lidern, so beginnen ihm die Augen zu brennen; plötzlich schmerzen und beissen sie, wie wenn vulkanischer Staub darin läge. Ohne es zu wissen, löst er sich von seinem Platz. Langsam, unheimlich angezogen, nähert er sich der Tasche. Einen letzten Blick wirft er auf die schluchzende Frau auf dem Diwan, dann blickt er sich und nimmt hastig die Waffe an sich. Mit leisen, langen Schritten geht er aus dem Zimmer. Der hingeworfene Frau ist es einmal, als harrte die Dielen. Sie blickt auf, sieht aber niemand und verfällt von neuem ihrem Seelenjammer. Wenig später kommt es ihr vor, als hätte sie die äußere Wohnungstür ins Schloß fallen. Wieder unterdrückt sie sich und horcht. Sie richtet sich auf und begibt sich furchend nach dem Badezimmer, um sich ein Bad zu rufen. Es ist ihre Mittel, um wieder mit sich in Verbindung zu kommen, wenn sie sich verloren hat. Sie geht auch nach dem Schlafzimmer und holt frische Wäsche, und ein anderes Kleid sucht sie heraus. Das ist laute Wäsche, die sie eine ganze glatte Eau de Cologne. Für nachher, daß sie sich einen heißen Kaffee bestellt. In der Zeit bringt das Mädchen den Diwan wieder in Ordnung und tut die Tasche weg.

Das Aufsteigen der Windflöße über dem Seebecken steigert sich zu lauten, heiseren Schreien. Doktor Wärmann sitzt geduldig leidend seine Büropapiere ab, hört den Klienten zu, gibt Ratsschläge, vollzieht notarielle Akte, und immer liegt ihm auf dem Grund der Seele die tragische Bitterkeit des Abschiedes. Durch seine Nerven tritt ein unruhiges Wesen und Schwingen, und unentworfener ist er, der ruhige, starke Mann, Ansehungen unterworfen, die er beinahe Angst nennen möchte. Als er unten aus dem Haus tritt, gelingt ihm nicht das tiefe, starke Aufatmen, mit dem seine Augen sonst die unmittelbare Berührung mit der freien Luft begreifen.

Es ist nicht gut, daß Nelly den Revolver mitgenommen hat. Sie tat es leicht und überlegen, aber er weiß von dieser Frau nachgerade mehr als nur das Oberflächliche; unter dem Schein der „Dame“ liegen Abgründe und Hintergründe, und das Leben verbringt eine gefährliche Schmerzhaftigkeit, die ihn schon erschreckt hat. Drüben glänzt und glüht es noch einmal scharf und lebhaft auf, aber der Himmel hängt über der Erde wie graublaues, schmutzig leuchtendes Leinen. Mit einem kurzen, beklommenen Aufatmen wendet sich der Notar der Stadt zu. Jetzt sieht er weder rechts noch links. Entschlossen schlägt er den Weg nach der Wohnung der geliebten Frau ein. Dabei weiß er selber nicht, ob nicht alles bloß ein Vorwand ist, um sie noch ein allerletztes Mal zu sehen, bevor ihn wieder diese anfängliche Wüste, das vornehme Totental seines Privatlebens, aufnimmt.

Er findet Nelly gefasst, erregt und umgekleidet, und in seiner getrübbten Seele befremdet er sich beinahe ein bißchen. Aber bei seinem Anblick tritt ein stiller Schreck in ihre Augen, denn was will er noch? Ihre Haltung drückt Abwehr aus. „Liebling, ich wollte mir nur den Revolver zurückholen“, sagt er so einfach und ruhig als möglich. „Wann kann ich auch nicht dabei beruhigen, daß er jetzt in Deiner Hand ist.“ — „Ich glaube nämlich nicht, daß Du es leichter hast als ich.“ — „Dann fällt ihm ein, daß sie etwas vom See sagte. „Der Du müßtest ihn wirklich verflucht haben. Das müßt Du mir aber ausdrücklich versichern.“

Sie denkt: Er ist bloß da, um mich noch einmal zu sehen, und muß sich hüten, daß sie ihm jetzt nicht zuviel Liebe verrät. „Ich habe ihn nicht verflucht, aber ich werde es bestimmt noch heute tun“, erwidert sie in seinem Ton. „Du kannst ganz ruhig sein, lieber.“

Er schneidet den Kopf; diesmal will er nicht nachgeben. „Nein, ich bin nicht ruhig. Du hättest ihn gleich wegstun müssen. Jetzt bitte ich dich, ihn mir mitzugeben; ich werde ihn auf dem Weg zum Bahnhof von der Brücke in den Fluß hinunterwerfen.“

Mit nachdenklichen und prüfenden Blicken betrachtet sie sein ernstes Gesicht.

„Sag, sag, Du kannst ihn haben. Zwischen uns soll kein Revolver sein.“

Sie begibt sich zur Kommode, wo sie ihre Handtasche aufbewahrt, und holt auch das Mädchen, die sie, wenn die Herrin die Liegenzfläche hat. Erich folgt allen ihren Bewegungen mit blutenden Blicken; in diesem Moment braucht er sich keinen Zwang anzunehmen, aber er paßt auf den Augenblick auf, in dem sie sich wieder ihm zuwenden wird. Sie öffnet die Schublade, nimmt die Tasche und kuckt. Rangsam und betreten lehrt sie ihm das Gesicht zu. „Der Revolver ist nicht mehr darin“, bemerkt sie selbstsam berührt. „Einen Augenblick!“ Sie geht zum elektrischen Knopf und klingelt. „Sie haben diese Tasche weggenommen“, sagt sie zu dem erscheinenden Mädchen. „Wie fanden Sie sie?“

„Sie lag auf dem Boden und war offen“, erwidert das Mädchen. „Hier neben dem Diwan.“

„Und — sonst haben Sie nichts gefunden?“

„Nein.“

„Gut.“ Frau Nelly denkt. Ihre Gedanken beginnen wie elektrisch zu zucken und zu fliegen. „Vor heute nachmittag, Frank in der Wohnung?“ Das Mädchen bejaht. „Wann?“ Den ganzen Nachmittag. „Wann ist er ausgegangen?“ Es ist die Zeit, zu der Nelly die Tür zuschlagen und kurz vorher die Dielen knarren hörte. „Gut. Sie können gehen!“ Sie richtet die Augen auf den Freund. Nach kurzem Erwägen sagt sie murrend: „Komm mit!“ und geht ihm voran nach dem Zimmer ihres Sohnes. „Hilf mir suchen!“ bittet sie. Und auf seinen halb begreifenden, halb widerstrebenden Gesichtsausdruck erklärt sie noch: „Frank ist in der letzten Zeit nicht mehr sonst. Während ich auf dem Diwan lag und heulte, muß jemand im Wohnzimmer gewesen sein, und dieser jemand hat den Revolver an sich genommen. Durchsuche die Kommode!“

Erich gehorcht ihr ohne Glauben. Ihn ist, als wisse er schon viel mehr. Sie sieht eilig den Schrank durch. Sie fühlt das Bett ab. Sie tastet auch unter die Matratze. Dann bemerkt

er von vorn. Nach fünf Minuten gemeinsamen Nachforschens stehen sie einander stumm gegenüber und sehen sich in die Augen. Jetzt ist die Angst schon in ihm wie eine übermächtige Gewissheit, aber er schweigt.

„Ich kann mich auch getäuscht haben“, sagt sie endlich langsam. Das Herz kloßt ihr, und vor geheimer Nervosität zittert sie wie eine Flamme. Wägen sich die Hände mit sich zu rühren. „Dumm!“ ruft sie aus und faßt sich mit beiden Händen an den Kopf. „Wozu brauchst Du denn auch diesen verfluchten Revolver in der Schublade zu haben? Damit reicht man doch den Tod die Hand!“

Er senkt die Stirn und sagt offen, wie es sich damit verhält. „Den Revolver, Nelly, habe ich meiner Frau weggenommen. Ich fand ihn in einer ihrer Schubladen.“ — „Aus ganz großen, schwarzen Augen harret sie zu ihm auf. Sie ist keine kleine Frau, aber er übertrifft sie noch um einen Kopf. „Wollte sie sich denn das Leben nehmen?“ bringt sie hervor. „Wie ist das furchtbar, Erich.“ —

„Ich weiß nicht, was sie damit wollte. Jedenfalls hatte sie plötzlich die Waffe.“

Wägen und erregt preßt sie sich die Hände, aber sie kann jetzt nichts mehr sagen, und es entsteht eine Stille. Da schlägt Frank's Schwarzwalderuhr rasend sieben, und Erich zuckt zusammen.

„Der Zug fährt schon ein“, sagt er dumpf. „Ich muß gehen.“

Nach einem letzten Stehen und Rämpfen der beiden mit Wägen und Schreien und mit allen überpaunten Sinnen wendet er sich schließlich ab, um das Zimmer und gleich darauf die Wohnung zu verlassen. Jetzt sind seine Augen ganz erfüllt von ihrer ausdrucksvollen Schönheit und von dem Leben ihrer Bewegungen, aber sobald er auf die Straße tritt, fällt ein Vorhang vor dieses Bild, und seine Gedanken werden sich weitgehend dem Schönen zu, zu dem seine Frau während dieser Wochen ihm geworden ist. Wie oft ist ihm das Bild zu jener dunklen Stunde zurückgekehrt, in der ihm, vielleicht zum erstenmal, der neue Gedanke erschien. Großmütig hat er sich lange dagegen gewehrt, sie anzuerkennen, aber Wägen, eigene Erfahrung und das tiefste Gefühl haben ihn schließlich dazu gezwungen. Es war mitten in der Nacht, daß er, wie von einer Hand berührt, plötzlich aufwachte und an seinem Bett eine hohe, weiße Gestalt stehen sah. Ruhig lag und schaute er, um sich klarzumachen, daß er nicht träumte. Deutlich erkannte er seine Frau, die ihr Zimmer verlassen hatte, um hier an seinem Bett zu erscheinen und ihn anzustarren. Mit herabhängenden Armen stand sie unbeweglich und sah auf ihn nieder. Sollte sie bemerkt, daß er erwacht war? Er wußte es nicht; nichts in ihrer Haltung verriet es. Was verbar sie zwischen den Falten ihres Morgenrods? Oder schien es ihm nur so? Fragen! Geheimnisse! — Das konnte noch Minuten gedauert haben, vielleicht drei, vielleicht fünf, dann wandte sie sich langsam, in einer furchtbaren Stummheit ab und ging in all ihrer Majestät über den Gang zum Zimmer. Seiner liegt die Wille über seinem Haus. — Und jetzt — was wird sie ihm jetzt bringen? Wie wird sie auf das Verschwinden der Waffe antworten? Sollte er vertrauen und sie liegenlassen sollen? Ihn ist bange, aber nicht um sich.

Er hat im letzten Moment eine Autodroste genommen. Gräbelnd vorgeht, folgt er dem Weg des Revolvers weiter und vergegenwärtigt sich die Gestalt des Knaben, ihres Sohnes. Da steht er vor ihm, rauh, dunkel, wie die Mutter, offen, lebendig, vertrauensvoll, klug und weit über sein Alter hinaus begabt. Da Erich schon lange in Nellys Haus verweilt, besteht ein Vertrauensverhältnis zwischen ihm und dem Jungen; er ist so langsam in die leere Vaterstelle eingedrückt. Und Frank hat sich Doktor Wärmann zum Vorbild genommen; er will werden wie er und tut nichts, ohne zu erst auf ihn geblickt zu haben. Von dem Verhältnis zu seiner Mutter kann er etwas ahnen. Vielleicht soll man die Scheu und Unruhe, man darf ruhig sagen: eine gewisse Ueberreiztheit der letzten Zeit damit in enge Beziehung bringen, doch können sie auch einfach in dem allzu raschen Entwicklungs-tempo begründet sein. Vermutlich, denkt er, sah er die Mutter schluchzend und vom Schmerz hingeworfen auf dem Diwan liegen, bemerkte den aus der Tasche gefallenen Revolver, und sein Schicksal war natürlich: Sie will sich Wärmanns wegen oder der anderen Frau wegen etwas entun! Er hat den Revolver genommen und ist damit aus dem Haus gerannt. Wägenweise hat er bereits das damit getan, was zuerst Nelly und dann Erich zu tun beabsichtigten: Er hat ihn unschädlich gemacht. Hier mit seinen Gedanken angekommen, fühlt der Anwalt eine leise Entspannung in seinen Nerven. Er erwidert wieder die goldene Linie der Vernunft und der Schonung, die bisher sein Leben geleitet hat; sie wird nicht auf einmal abbrechen.

Das Denken und Mirren in der Luft ist nun allgemein geworden. Aus Wägen und Felsenstücken fliegen in zäpqualmigen Massen dunkelgraue Wolkenbänke und ströme über und kriechen wie Lava die Gänge herunter. Der Westhimmel ist schwefelgelb. Erich glaubt ein fernes, trockenes Donnern zu vernennen.

Trotz des Autos kommt er zu spät; der Zug steht schon da. Er denkt: Das ist schlimm! Und die leichte Entlastung weicht einer stillen Verzweiflung. Er steht den Chauffeur wartend und eilt durch das Gebäude, während er die Reisenden mustert, die ihm entgegenkommen. Einmal ist ihm, als hätte er einen Schlag getroffen, aber es kann ebenjogut der Motor seines Autos gewesen sein. Wie er durch die Halle ist, ohne seiner Frau begegnet zu sein, und den Bahnsteig betritt, fällt ihm auf, daß Reisende umkehren und zurücklaufen. Auf dem Bahnsteig findet er eine erregte Menschenansammlung. Man schreit, wüßt die Hände, drängt zu, redet durcheinander. Aus den Fenstern des Schnellzuges, der noch da steht, blicken erschrockene Gesichter und entsetzte Augen. Es wird nach der Polizei und davorstehen nach einem Arzt gerufen, und plötzlich hört er mit überhartem Ohr eine Frau sagen: „Gott im Himmel, ein Junge von fünfzehn Jahren! Wie ist es möglich!“ Da weiß er hellhörig mit absoluter Bestimmtheit, daß das alles ihn angeht. Gestalt geht er den Menschenhaufen an. „Geben Sie Platz, bitte! Geben Sie Platz, bitte!“ murmelt er immer, ohne es zu wissen. Es öffnet sich eine Gasse vor ihm, weil man ihn für den Arzt hält. Und dann steht er vor dem Herrn dieses Aufbaus.

Er hatte recht: Die Sache geht ihm an. Das erste, worauf er steht, ist der massive Körper seiner Frau, hingestreckt auf die Stuhlplatten des Bahnsteigs, und ein blasses Wägen Blut rinnt den Fugen nach. Ein einziger Blick fällt ihm, daß er eine Sterbende gefunden hat. Drüben hängt in den Grüssen einiger Männer Nellys Sohn, sein junger Freund Frank Herberholz. Zwischen beiden liegt ein Revolver. Es ist die Waffe, die aus dem Nachtschrank seiner Frau in seinen Schreibtisch gewandert und dann in Nellys Wohnung gekommen ist — wie eine herumgeschleppte tödliche Anklage.

Vor seinem inneren Auge erscheint statt der goldenen Linie der Vernunft der Weg des Bösen.

Mit einem brennenden, schmerzlichen Blick, der ein stummendes Geschrei war, hat Frank dem großen Geliebten entgegenge-sehen. Wägen er erraten? Kann er verstehen? Aber wie vermag er zu verstehen, da Frank selbst nicht mehr versteht? Wie aus einem schlimmen Knaben- traum kommt er zu sich, und das Erwachen ist noch viel schlimmer. Frierend sucht er in sich zusammenzurücken; der Freund kam ja nicht helfen — der muß sich mit seiner sterbenden Frau beschäftigen. Nach dem vergeblichen Versuch, in sich selbst Unterstüßung zu finden, gibt er sich auf und läßt erschöpft den hübschen Kopf sinken.

Erich ist bei seiner Frau niedergekniet und hat ihren Kopf zwischen den Händen. „Mein Armes! Mein Armes!“ sagt er erschüttert immer wieder, aber er meint wohl eigentlich alle mit diesen Worten. Er ist auch nicht sicher, daß sie es hört, denn ihre Augen brennen schon. Ihr letzter Blick erfährt den Mann und ruht stumm, genau mit dem rätselhaften Ausdruck auf ihm, den er auch in jener Nacht gehabt hat. Er erlischt, erblüdet, verflucht, ohne mit einer Zeile von Erich abzurufen. Schweigend, Auge in Auge mit ihm, stirbt sie. In dem Menschenhaufen ist es still geworden. Die Männer nehmen die Hülle ab. Einer nach dem anderen schleicht langsam davon. Erich richtet sich langsam auf, sieht und hört, und unaussprechliche Empfindungen durchdringen seine Seele. Vom Begreifen ist er noch weit entfernt. Nur ein Wissen von richtiger Klarheit tritt ihm jetzt in den Geist: Eben diesen Revolver hat sie in jener Nacht in den Falten ihres Schlafrockes verborgen gehabt. Und er hat es immer gewußt, auch wenn er sich's nicht zugestehen wollte. Wäre es also nicht besser und großzügiger gewesen, sie offen daraufhin zu stellen, anstatt sie diesen „Nachleuten“, den Ärzten, zu überliefern? Auch das weiß er nicht, und es ist wohl richtig, daß es überhaupt niemand wissen kann. Aber durch seine Unwissenheit hat er diesen Tod in Unlauf gesetzt; er wird es bei der Verteidigung geltend machen müssen. Arme Frau! denkt er schwer und dunkel mit Nellys Worten. — Nelly — wie ein schöner, funkenvoller Traum zieht sie an seinem Horizont vorbei. Was wird sie sagen? — Und ihr ein und alles, ihr Sohn, der zu so großen Taten fähig war, seine geworden ist! Wie aus dem Halbschlaf mit tiefer Stimme befehlt er: „Licht den Knaben!“ Noch einmal geht sein Blick den Weg des Bösen zurück, auf dem die junge Seele das Opfer eines fremden Unglücks wurde. Herzbeengende Abscheu dämmert ihm auf. Voll von steigendem starkem Gefühl setzt er hinzu: „Komm hierher!“ Ohne ihn anzusehen, zieht er den faden gehorchenden Jungen, noch ein Kind, zu sich und legt ihm die Hand auf die Schulter; er ist fast, als wollte er sich ein wenig darauf stützen. Erschüttert und grenzenlos willig stimmt ihm Frank das leise Knöchelgeräusch entgegen, und das erste lebende Aufschluchzen wühlt sich aus seiner Brust heraus.

Langhin brennend und schwefelgrün zuckt ein Blitz durch den Himmelstrahl. In seinem Glanz erscheinen schwarz, weiß dahinjagende Wolkenfetzen, und lobende Umrinde von dunkler Feuer glühen auf. Mit blechern raselndem Knarren knattert der erste Donnerstahl nieder.

Tragödie im Storchennest.

Wenn es wahr ist, wie vielfach behauptet wird, daß menschliche Gefühle und Leidenschaften auch vielen Tieren nicht fremd sind, so hat ein Storch in dem elstischen Dorfe Ottersweiler einen überzeugenden Beweis für diese Annahme geliefert. In einem Storchennest waren im Frühjahr dieses Jahres mehrere Junge ausgeschlüpft. Wenige Wochen später kam das männliche Tier durch einen Unfall ums Leben, und die Sorge für den Unterhalt der Familie lag allein auf den Schultern der Storchmutter, die denn auch ihr Bestes tat, die hungrigen Kleinen zu füttern. Nach einiger Zeit gefiel es indeffen ein anderer Storch zu der trauernden Witwe, der er getreulich in der Aufzucht der Jungen half. In letzter Zeit zeigte der neue Stiehvater indessen unheimliche Zeichen von Eifersucht; offenbar glaube er, daß die Storchin ihn nur als brauchbaren Vorwörer der Familie betrachte, daß ihre wahre Liebe aber nur dem Storchenvater gehe. Schließlich konnte er sich wohl nicht mehr beherrschen, und eines Morgens warf er sämtliche Junge zum Reif hinauf, wußte, um die Liebe der Storchin mit seinem Andenken teilen zu müssen. Dieser drastische Beweis seiner Zuneigung hat auf jene ihre Wirkung nicht verfehlt: seit kurzem sind vier neue Jungen im Nest zu sehen!



Ein Deutscher erhielt die Goldene Olympia-Medaille für Literatur.

Der Forscher Paul Bauer,

der auf der gleichzeitig mit den Olympischen Spielen ausgetragenen Kunst-Olympiade für sein Buch „Im Kampf um den Himalaya“ mit der Goldenen Medaille für Dichtkunst ausgezeichnet wurde. Sein Werk schildert den Kampf der deutschen Himalaya-Expedition von 1929 um die Bezwingung des Gipfels des Rangchendzonga.

Seine Exzellenz spart.

Skizze von Sophie Droschke-Hilshoff.

Diese Geschichte ereignete sich in jenen fernen Tagen, da das Reich Österreich noch von dem doppelköpfigen k. u. k. Kaiser beherrscht wurde. Damals hauste im Justizministerium in Wien der Justizminister Baron v. R. Der alte Herr war im Laufe langer Dienstjahre schon etwas morsch und klapprig geworden, sein noch volles Haupthaar war schneeweiß und ebenso sein stets sehr sorgfältig gestutzter Kaiser-Franz-Josef-Bart. Er pflegte auch während der Vorträge, die ihm seine Ministerial- und Hofräte hielten, öfters ein wenig einzunicken, jedoch vermochte er dann und wann immerhin noch eine recht beachtenswerte Energie zu entwickeln. Und zwar meistens dann, wenn seine Umgebung ganz und gar nicht darauf gefaßt war.

Auch an jenem Morgen, an dem das lange Schreiben des Kaufmanns Witzlitz, der sich in irgend einer Prozeßsache beschwerdeklagte, an das Justizministerium wandte, eintraf, hatte Baron v. R. gerade wieder einmal seine energische Periode. So ärgerte ihn zunächst schon die bloße Tatsache, daß dieser Witzlitz sich erlaube, ihn, den Herrn Justizminister höchst persönlich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Was ihn aber vollends in hellen Zorn versetzte, war der Umstand, daß dem Kaufmann Witzlitz das Versehen unterlaufen war, bei der Absendung seiner Epistel diese zu niedrig zu frankieren und daß nun die Post dem Justizministerium zehn Heller Strafporto angerechnet hatte. Eine solche unnötige Belastung der Kasse empörte Baron v. R., und er befaß sich daher seinem getreuen Adlatus, dem Ministerialrat Wurzer, unverzüglich damit zu sorgen, daß der Absender Witzlitz zur sofortigen Befriedigung der zehn Heller verurteilt werde. Auf den beschriebenen Einwand Wurzers, daß man in diesem Falle hundertmal mehr Personen bemühen und eigens weitere zehn Heller Strafporto opfern müsse, brummte seine Exzellenz: „Wo, wo soll man's denn sonst machen? Soll vielleicht gar's Ministerium's Geld auslegen?“ Man könne ja den Betrag aus dem geheimen Fonds, der dem Herrn Minister zur Deckung unvorhergesehener Ausgaben zur Verfügung stehe, bezahlen, meinte Wurzer mit unterdrücktem Räuseln. Aber da kam er schon an, „Was fällt denn Ihnen ein!“ fauchte Baron v. R. schmerzlich, „wenn man immer so umhertreibt mit'm Geld, da schauet's ja bald gut aus mit unferne staatlichen Finanzen! Aber natürlich, immer großzügig, so jedes Jahr jungen Leut von heutzutage! Bei mir aber gibt's das net, bei mir wird g'spart! Der Witzlitz soll den Schaden, den er anrichtet, hat, nur auch erlegen! Und Sie, Sie schauen doch er's tut, verstanden?“ Daraufhin verbogte sich Ministerialrat Wurzer, der auch schon reichlich graue Haare hatte, schweigend und verließ mit der Miene eines Befragten den Raum.

Nun setzte sich die Staatsmaschine in Bewegung. Etwas langsam und widerwillig zwar, aber sie kam in Gang. Zunächst erlaubte sich Wurzer einige despektierliche Gedanken über den Charakter seines hohen Chefs, dann brummte der Inspektor des Büros, das die Sache weiter verfolgen mußte, über die unnötige Arbeit, und hierauf ärgerte sich der Kanzleischreiber, weil er wegen der zehn Heller zwei seiner großen, wappengeschützten Papierbogen vollschreiben sollte. Später klagte noch der Postbote, der das gewaltige Amtsschreiben über drei Treppen zu Witzlitz hinaufbefördern, nach Kräften. Schließlich aber gelangte das Dokument doch glücklich in die Hände des Ministerials, der sich schleunigst hinsetzte und dem Herrn Justizminister mit einem untertänigen Entschuldigungsbrief die zehn Heller in Postmarken zurückerstattete. Am anderen Tage las Baron v. R. das Schreiben aufmerksam durch, ließ sich die Kassenmappe, in der die Postwertzeichen für den Bedarf des Justizministeriums verbahrt wurden, herbeibringen, legte die beiden Postmarken des Kaufmanns Witzlitz eigenhändig zu den übrigen und war dann erst befriedigt.

Eine Woche später herrschte im Justizministerium größte Aufregung. Infolge einer höchst nachlässigen Buchführung und ungenauen und mangelhaften Eintragungen war im Reßport des kaiserlichen Mayrhofer plötzlich ein Fehlbetrag von zwanzigtausend Kronen entstanden — und kein Mensch konnte sich erklären, wo die Summe hingekam. Und weil die Ministerial- und Hofräte, auf welche Art und Weise man seine Exzellenz möglichst schonend von dem unheimlichen Vorfall in Kenntnis setzen sollte und wußten sich nicht zu helfen. Endlich schickte sich Ministerialrat Wurzer ein Herz. Vorhergehend war er, bis Baron v. R. seine vorläufige Mitteilung über die Sache bekommen hatte, begab sich dann zu ihm und machte ihm vorsichtig Mitteilung von dem Geschehenen. Diesmal aber hatte Baron v. R. gerade keinen energischen Tag.

„Was? Er hat? Soviel Geld fehlt — ja wie hat denn der Mayrhofer grad so eine Schlampe fertig gebracht? — erfindete er sich plötzlich ziemlich uninteressiert. Wurzer bereitete sich, genau zu erklären, was die Untersuchung der Angelegenheit ergeben hatte. Er sprach wohl fast eine halbe Stunde lang, und seine Exzellenz hörte zu — und schloß langsam die Augen —

„So also hat sich, den Nachprüfungen zufolge, die Sache abgipfelt!“ erwiderte Wurzer jene Rede schließlich mit erhobener Stimme. Baron v. R. erwiderte daraufhin mit einem Ausdruck aus einem wunderbaren Traume, der ihn weit weg von allen Amtsgeschäften und zu einer fröhlichen „Nachgeliebte“ nach Rodano entführt hatte. Er ließ einen tiefen Seufzer aus, der jedoch weit mehr den gleichzeitigen mit dem Traume verschundenen Gedanken als der Betrachtung über den Geldverlust galt und fragte: „Was ist denn mit dem Mayrhofer g'schehen?“

„Der ist einstweilen zur Disposition g'stellt worden!“ erwiderte Wurzer.

„So, wo laßt's? Ihn nur weiterarbeiten! Soll er halt an anders Mal, besser aufpassen!“ meinte seine Exzellenz gnädig.

„Und was wird wegen dem Fehlbetrag von zwanzigtausend Kronen?“

„Ja, na da kann man halt nix mehr machen! Muß halt aus dem geheimen Fonds abgedeckt werden — und wenn der net langt, aus dem Reservegeheimfonds! Man kann halt net immer sparen, net wahr, und zu was war'n denn auch solche Netze schließlich da?“



Der Pinfelhut.

Skizze von Willy Bauer-Gringwald.

Nein! Dieses Jahr blieben Blunt auf keinen Fall zu Hause, wie sie es der mäßigen Verhältnisse halber in den letzten Jahren getan. Maximilian Blunt mußte wieder einmal hinaus in die Welt! Eine Reise war wie Sauerstoff. Sie gab dem Leben neuen Ansporn. Gewiß, die Zeiten waren keine guten. Sie wurden aber auch nicht dadurch besser, daß man immer dabei blieb.

Herr Maximilian hatte vor, wenigstens auf einige Tage mit seiner Gattin dem täglichen Elend zu entfliehen. Es mußte ja keine große Reise sein, die seinen Eifer aus dem Gleichgewicht brachte. Eine mehrtägige Sonderfahrt mit einer Reise-Gesellschaft genügte vollst.

Frau Amalie Blunt freute sich. Nach mancherlei Für und Wider entschied sich das Ehepaar schließlich für eine Fahrt an die Wasserfront mit dem Ziel Hamburg, der schönen, bergigen, die Alpen, geschwärmte, aber Frau Amalie wollte ans Meer, das sie noch nicht gesehen.

In seinem Gedachte buligte Herr Maximilian dem lässlichen Grundfrage: „Der Klügere gibt nach“, und so setzte er sich mit einem Reschrito in Verbindung. Prompt hatte er die Antwort mit den erforderlichen Unterlagen in Händen. Nach Überweisung der Reisekosten erhielt Herr Maximilian zwei Leinwandtaschen und einige die Reise betreffenden Unterweisungen. Als Sammelort für die Reise-Gesellschaft war die Provinzialbahnstation bestimmt.

Zimmer 33/

Skizze von Edda Rahlenberg-Berlin

Fred Holgers schlüpfte leise aus der Tür seines Hotelzimmers, schlich mit vorsichtigen, tastenden Bewegungen den langen Gang hinunter und wartete ein paar Sekunden vor Nummer 33. Da sich nichts regte — das ganze Hotel lag um diese Zeit in tiefem Schlaf — fuhr der kleine Dietrich ins Schloß.

Im Zimmer 33 war es stockdunkel. Holgers trat ein, zog die Tür hinter sich zu und schob den Riegel vor. Jetzt erst tastete er nach dem Richtigfalter und drehte ihn herum. In diesem Augenblick hörte er ein Geräusch. Er wandte den Kopf und sah in die schwarze Mündung einer Pistole, die direkt auf ihn gerichtet war.

„Gute Nacht!“
Holgers deutete auf die linke Tasche seiner Jacke. Es blieb ihm nichts anderes übrig; er mußte den Kampf aufgeben.

„So, nun sehen Sie sich drüben in den Sessel.“
Ohne den Revolver sinken zu lassen, verfolgte die blonde Frau in dem schwarzen Schlafanzug jede seiner Bewegungen. Ihre Augen waren starr auf den Eindringling gerichtet, dem sie ihren Willen aufzwang.

„Gib mir die Zigarette!“
„Ich bitte — ja.“ Fred Holgers wollte gewohnheitsmäßig nach seiner Zigarette greifen, aber ein neuer Befehl hinderte ihn daran.

„Beobachten Sie sich aus dem Kasten, der auf dem Tisch steht. Da ist auch Feuer.“
Er zündete sich eine Zigarette an und fand bei den ersten Zügen seine Fassung wieder.

„Wollen Sie nicht lieber Ihr greulichs Schicksal weiter fortsetzen? So ein Ding kann plötzlich losgehen“, bat er.
„Kavalieren gegenüber, die des nachts mit Silfe eines Dietrichs in das Hotelzimmer einer Dame eindringen, erwidert mir Vorsicht gebietet“, kam es kalt, viellecht auch ein wenig spöttisch zurück. Fred Holgers lächelte und machte eine kleine Verbeugung.

„Lebens!“ die Dame im Schlafanzug ließ sich auf der Lehne des zweiten Sessels ihm gegenüber nieder, „übrigens haben Sie keine Veranlassung zu lächeln, denn Sie sind in eine Falle gegangen.“

„Becht! Persönliches Bed“, achselzuckte Holgers, „ich hatte im Laufe meiner segensreichen Tätigkeit Zeit genug, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß es einmal schief gehen würde.“

„Sie zweifeln doch hoffentlich nicht daran, daß ich Sie sofort der Polizei übergebe.“
Wieder lächelte der Gesangsene: „Da Sie selbst mich danach fragen, habe ich noch einige Hoffnung.“

„Sie irren sich.“ Die Frauenhand griff nach dem Zimmertelefon.

„Die Leitung habe ich durchschnitten.“
„Ihn trat ein Bild voll Anmerkungen.“
Auch die Klingeleitung ist nicht in Ordnung.“

„Es machte Holgers Freunde, die kleine, wenn auch kläglichen Krämpfe auszuwickeln.“

Ein munteres Bäckchen traf sich hier zur Fahrt ans Meer. Bald hatte sich die kleine Gesellschaft wie eine große Familie zusammengefunden. Blunt's fühlten sich geborgen. Es war doch schön, einmal losgelöst zu sein vom pflichtgebundenen Alltag.

Frau Amalie hatte sich ein wundervoll sitzendes Reisekostüm geschneidert, und Herrn Maximilians Haupt bedeckte ein neuer Hut, ein Hut mit einem Pinsel, wie ihn die Jäger gern tragen; denn Herr Maximilian beachtete, so die Zeiten besser wurden, eine kleine Jagd zu machen. Zu einer Jagd aber gehörte auch ein Jagderbus.

Von der Provinzialbahnstation aus fuhr am vorgezeichneten Tage die Reise-Gesellschaft ans Meer. Bald war man in der schönen Küstenstadt. Jeder Tag hatte sein feststehendes Programm. Den letzten Reisetage waren verschiedene Festlichkeiten und eine Saferunfahrt vorbehalten. Zur festgesetzten Stunde fand sich die Schaar der Blumenländer am Hafen ein. Am Kai herrschte buntes Leben und Treiben. Menschenmassen wogten geschäftig hin und her. Streben den verschiedenen Schiffen zu, um sich zu neuen oder fernem Zielen tragen zu lassen.

Da geschah es, daß Frau Amalie Blunt in dem beängstigenden Gedränge von ihrem Manne getrennt wurde. Eingeklemmt in die Menschenmenge mußte sie sich wohl oder übel von ihr fortgeschoben lassen. Trotz alledem blieb Frau Amalie guter Dinge; denn vor sich sah sie ja den Pinsel auf ihres Mannes Hut. Unverwandelt blühte sie nach ihm hin. Des Sittes Pinsel wurde ihr Wegweiser.

Die Menschenmenge trug Frau Amalie vorwärts und schließlich auf das Deck eines der fahrbereiten Dampfers. Auf des Schiffes Deck glückte es ihr, sah Frau Amalie in nur geringer Entfernung den Hut mit dem Pinsel. Mit Wacht streifte sie in seine Nähe, sich ihrem Manne wieder zuzugewenden. Doch ein plötzlich daherkommender Menschenstrom ließ sie zwischen den Pinselhut und sie.

Gelinder Schreck beschloß Frau Amalie. Warum nur sah sich ihr Mann nicht ein einziges Mal nach ihr um? Hatte er vergessen, daß er sie mit auf die Reise genommen? Die Männer waren doch ausgesprochene Egoisten! Sie entschloß sich, zu rufen.

Der Mann mit dem Pinsel auf dem Hute da vor ihr jedoch mochte aus Maximilian heißen. Er drehte sich um und wandte Frau Amalie sein Antlitz zu.

Doch heftiges Erschrecken sprang Frau Amalie Blunt an. Der Träger des Pinselhutes war nicht — ihr Maximilian!

Wo war nun ihr Mann?

Und da — ein neuer Schreck — die Sirene des Dampfers heulte auf, der Schiffsbell erregte, der Dampfer stand in See. Himmel, das Schiff würde doch nicht etwa nach Amerika fahren?

Mit erneutem Schreck dämmerte in ihrem Hirn die grausige Erkenntnis auf, daß sie auf das falsche Schiff gestiegen. Und — ein Unglück kommt selten allein — sie befand weder eine Schiffskarte noch Geld. Das hatte ja alles ihr Maximilian.

Der Ocean würde sich zwischen ihren Mann und sie legen. Wie sollte sie von Amerika wieder heimkommen? —

Herr Maximilian Blunt aber erlebte auf dem Hafenrundfahrtsdampfer ebenfalls seine Osterdämmerung. Seine Frau war nicht bei ihm.

Er machte sich Vorwürfe. Vielleicht war sie im Gedränge nicht mit fortgekommen und wartete am Kai auf die Rückkehr des Rundfahrtsdampfers.

Dann jedoch mitten in den Gedankenangängen seiner Selbstfürsorge stieg in ihm Unruhe und Angst auf, ausgelöst durch das Erregende des Dampfers, der dort drüben oben in See fah. Sein Weib würde sich doch nicht etwa gar auf diesem Schiffe befinden, das soeben schwarze Rauchfahnen hinter sich herziehe, aus dem Hafen dampfte und dem offenen Meere zustrebte.

O Schreck! Wenn nun seine Amalie etwa nach Amerika fuhr!

Maximilian Blunt's Hirn arbeitete eifrig, aber kein rettender Gedanke kam ihm, nur die Erkenntnis, daß im Augenblick nichts zu tun sei.

Wäre Sade. Nach Beendigung der Hafenrundfahrt mußte ja die Heimreise angetreten werden. Er würde ohne sein Weib heimkommen. Der Rundfahrtsdampfer kehrte zurück. Frau Amalie war nicht unter denen, die das Schiff am Kai erwarteten.

Herr Maximilian kam heim wie ein Soldat aus verlorenem Schlacht. Und fand ein Telegramm vor mit der Anweisung, sofort telegraphisch die Kosten für seines Weibes Heimkehr von der Insel Helgoland anzufordern. Dies tat Herr Maximilian denn auch.

„Sie scheinen ein tüchtiger Mann zu sein. Wollen Sie nicht lieber versuchen, ein anständiger Mensch zu werden?“
„Sie haben mein Schicksal in der Hand, meine Gnädigste. Sie sind stärker als ich.“

„Geben Sie mir eine Zigarette!“ Er schob ihr den Kasten hin und reichte ihr Feuer.

Schon war diese Frau, Verwirrend schön. Holgers tat es fast leid, daß er handeln mußte.

Mit einem geschickten Griff hielt er den Zigarettenkasten in der Hand, eine kurze, energische Bewegung nur aus dem Hinterbacken war dazwischen. Das Spiel ist aus, Genia Nikolaevna. Sie haben viel Schaden gestiftet. Damit ist es jetzt zumeist.

Da lachte die blonde Frau im schwarzen Schlafanzug ihm hell ins Gesicht.

„Sie sind ein tüchtiger Mann, Herr...“
„Holgers von der Abteilung 1A.“

„... Herr Holgers. Alle Achtung. Aber Genia Nikolaevna haben Sie doch nicht gefaßt.“

„Sein Gesicht war nicht gerade sehr geistreich.“
„Witzlich, Sie können mir glauben, denn die fikt schon seit heute Nachmittag im Untersuchungsgefängnis.“

„...?“
Holgers verstand nicht. Jemandie kam er sich vor wie ein Junge, der eine Riesenschale begangen hatte. Er främte in seinen Taschen.

„Da... das ist Ihr Bild!“ Er reichte ihr ein Photo.

„Beinahe, aber nicht ganz, denn dieses Bild zeigt die richtige Genia Nikolaevna, die berühmteste Sozialistin, während ich leider nur die nachgemachte bin. Nehmen Sie meine Tasche — dort drüben liegt sie.“ Er reichte ihr das Taschchen, dem sie eine Karte entnahm.

„Sie sind...?“

„Ja, ich bin Ellen Karlin von der Spionageabwehr und hoffe, daß sich die Helfershelfer, die hier im Hotel mit Genia Nikolaevna zusammenzutreffen wollten, durch Ihren Karm nicht haben verschuppen lassen. Das ist nämlich der Zweck meines Hierseins. Und jetzt verschwinden Sie, Herr Kollege, und sagen Sie unten in der Halle der Portier, soll der Dame auf Nr. 33 schnellst ein paar elektrische Drähte hinaufschicken, damit ich Licht habe, wenn nachher der andere Besuch kommt.“

Der Chronik bleibt noch zu vermelden, daß Herr Maximilian Blunt nach sehr schweißigen Tagen und langen die Freude hatte, sein Weib glücklich und wohlbehalten wieder in die Arme zu schließen.

Am dem Heimfahrschiff Frau Amalies trug einzig und allein der Hut mit dem Pinsel die Schuld.

Adler, Murrentier und Mensch.

Skizze von Georg Paul V. d. d.

Schach über den Gleichern zog ein Adler lautlos seine Kreise. Scharf auge er in die Tiefe, stieß dann plötzlich nieder, hemmte, die Flügel weit ausbreitend, die Wucht des Stoches und ließ sich flatternd, daß die Wellenlinien stauben, auf der Felsengänge nieder. Wo er las gewittert, war nur bleiches Gestein. Und wieder breitete er die Flügel, löste die Fänge vom Stein, hob sich freisend in die sonnendurchschimmernde Luft.

Das Murrentier wachte sich aus der Hölzung, in die es geküchelt. Schill, warnend ging sein Pfiff hinaus. Jemand knarrte den Felsenschlag, verteilte über dem Schuttbau, das sich um die Felsentrümmer des Berges wand. Mittraufsch forschten die kleinen Augen des Tieres. Klugheit irrte der furchtsame Blick über das Wobergeng hin, das dort unter dem Liederhang lag.

Was wußte ein Adler, was ein Murrentier von rinder Zeit? Ein Tag war vor der andere. Stunde gleich der Stunde. Nur Licht und Dunkel wechselten im durchsichtigen fliegenden Hahnenstiel des Morgens und des Abends. Die wellenförmige Bodenfläche dieses entlegenen Bergwinkels konnte keine Zeit. Ewig waren Eis und Schnee, ewig der unmerkliche Strom der Verwitterung, ewig das Rauschen des Gletscherbachs in der Tiefe.

Auf dem Grat, der zerissen und scharf vom Big Malveno zum Gletscher zog, auf dem Turm an Lurum. Jede an Jede sich reibte, stand ein Mensch. Sein vergnügter Blick sahte das Bild der Eiswelt zur Erinnerung. Kam er da hinunter? Mehr schon hatte er geleistet in den Schweizer Bergen, der Dauphine, im roten Felsenmeer der Dolomiten. Dort aber waren Menschen, hier herrschte Einsamkeit, gab es noch Adler und Murrentier.

Doch wenn er fiel? Keiner der Freunde wußte, wo er diese Sommerlager verbrachte. Sie sollten es erst erfahren, wenn er es geschafft: Erstbesteigung des Big Malveno über die Nordwand, Traverfierung über den Felsgrat zur Bedretta Mare. Im nächsten Jahr war dieser stille Winkel dann Mode.

Wo die Schneide, sich messerscharf verjüngend, ein aufrechtes Ueberstehen nicht zuließ, schob er sich im Keilstein hinüber. Tastend suchten die Fußspitzen nach einem schmalen Stand in der brechenden Wand, trampelten sich die frostigen Finger von Spalte zu Spalte. Minuten, Viertelstunden auf Viertelstunden verging. Stunde auf Stunde im einsamen Kampf des Menschen mit der Materie.

Ein Zurück gab es nicht für ihn, hatte es nie gegeben. So stand sein Name heute schon in den Annalen der Alpinisten. Wo ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg. Er hatte ihn bisher noch stets gefunden, wo andere schreckten.

Er fand ihn auch heute. Gangbar erwies sich das trümmerüberstülpte Band, das ihm den Rückweg ins Leben bedeutete. Keiner noch war ihn gegangen. Er ging ihn.

Keiner? Was war dort? Ein Etwas, das Menschen schufen, blühende Knochen, Stoffreste, die Fasern, in Wind und Winter verkauft, vom Schlag stürzender Steine zerlegt, Holzsplitter noch und der verrostete Ueberrest des Felsens. Und dort, sorgsam unter einem Stein gelegt, eine rostbraune Leberdose.

Er zog sie hervor, spaltete die Fugen mit dem Messer, entfernte die Stoffhülle, das Wachs. Ein Vogen Papier mit noch gut lesbarem, zitterndem Schrift. „Ich habe den Big Malveno über die Nordwand erstiegen. Beim Abstieg über den Felsgrat durch Roschbergen eines Gefalles abgestürzt. Verbrach. Den Funder dieser Zeilen bitte ich um Veranlassung meiner Mutter.“

Folgend Adresse, ein paar letzte Grüße an Freunde, der Name: Dr. Hanns Berger; das Datum: 16. September 1885.

Der vierzig Jahre! Die Geschichte war nicht stehen geblieben, Menschen kamen zur Welt, farbten, die Sterne wandelten im ewigen gleichen Gang. Das Weiter hatte am Urgeheim genügt, der Gletscher hatte den Schuttfrost der Wände zu Zai gelassen, der Gletscherbach zeroll und schlamm ins Leben hinausströmte.

Vierzig Jahre! Eine Mutter war gestorben im letzten Denken an einen verstorbenen Sohn. — Die Freunde? Der oder jener lebte wohl noch, hatte den Jugendfreund verzessen...

Auch er hatte eine Mutter, hatte Freunde, die auf Nachricht von ihm warteten. Aus dem Keller Malveno schrieb er dem besten: „Zweite Erstbesteigung des Malveno über die Nordwand geglückt. Hoffte über den Felsgrat. Erstbesteigung: Dr. Hanns Berger, am 16. September 1885 durch Absturz am Felsgrat verunglückt. Erwarte dich in den nächsten Tagen.“

Der Freund kam.

Noch freute der Adler vom Fels über die Bedretta Mare, sendet das Murrentier warnenden Pfiff im Echo der Malvenwand. Nicht lange mehr, denn schon fällt Gipfel auf Gipfel den wagemutigen Stürmern. Es wird lebendig werden im stillen Winkel, in dem die Reste eines Menschen Ruhe gefunden, den die Natur vergaß.

Florians Erkenntnisse.

Skizze von Dorothea Hollaß.

Ein abendlicher Gang mit dem Koffer auf der Schulter vom Bahnhof zum Strandbad. Das Florians junges Herz entzündet. Er singt noch abends im Bett und pfeift schon ehe der Bahn kracht. Um die Mittagszeit lehnt er an der bäterlichen Limonadenbude und sieht die Strandpromenade entlang, denn er weiß: es geht eine junge Dame vorbei, weiß und schön, und nicht ihm zu. Da steht ja wieder mein Geopätrager von neulich! Und Florian redt sich blutübergeissen hoch und grinst.

Heute bleibt sie sogar stehen. Sie sieht Florian an und fragt: „Kannst Du rudern?“ — Ja natürlich, er sei doch am Rudern? — „Warum erst morgen?“ fragt er gedehnt.

„Ja, morgen.“ Und sie betradet die Zeit. „Ist rudern teuer?“ fragt sie noch. — „Dreißig Pfennig die Stunde“, entgegnet Florian gefaßt und männlich. — „Das geht.“

Das Meer liegt glatt wie blaues Pergamentpapier, als Florian die junge Dame ins Boot führt. „Dorthin!“ fragt sie. — „Nein, dahin“, deutet er, und sie setzt sich ans Steuer. Der Junge treibt das Boot mit starken Stößen auf offene Wasser. Immer, wenn er sich bei dem beweglichen Spiel des Ruders zurückbeugt, schwellen seine Flügel vor, und die derben Vorstöße betühren die weißen Strandbänder der jungen Dame. Sie spürt es kaum; ihm aber wird das Blut in den Adern heiß.

„Florians, das ist eigentlich ein komischer Name“, beginnt sie. „Woher hast Du den? Und wie alt bist Du eigentlich?“

„Ich glaube, ich müßte Sie fragen.“ — „Schon“, antwortet Florian, „da kann man noch Du sagen, ich tu's dann eben auch. Und Florian heißt ich nach meinem Vater. Und Du?“

„Anna.“ — Florian reißt die Ruder durchs Wasser. Anna? Das ist nichts. So heißen seine Schwestern und Tanten auch. Das ist doch kein Name für ein so helles und städtisches Gesicht! Er sieht sie an, und sein Blut beginnt zu kochen. Er malt sich aus, daß Anna ihm gehöre, und daß er sie aufs Meer hinausrudern dürfe, so weit er wolle. Und dann würden sie in der Mittagsstunde belegtes Brot essen und Saft trinken — keine Trauflimonade aus Vaters Bude. Und seine Brüder, ha, die würden gade! Aber Anna wird ihn wohl nicht betrachten wollen, sie ist zu schön für ihn. Und vielleicht mag sie ihn auch gar nicht leiden.

Leistung sieht er den Horizont ab. — „Bist Du müde?“ fragt Anna. „So mach eine Pause.“ Er ist nicht müde, aber er zieht die Ruder ein und faltet die Hände auf den braunen Riemen. „Der Himmel sieht nicht gut aus“, meint er. — „Ach was“, ist die Antwort. Und sie lachen sich an. „Du wirst sicher mal ein hübscher Kerl“, sagt Anna, „bei uns in der Stadt sind die Jüngens nicht so. Sie haben ganz andere Augen. Ich glaube zum Beispiel, daß Du nicht lügen kannst.“

Er denkt nach. Das ist so eine Sache; ein ganz reines Gewissen hat man eigentlich selten, ohne zu wissen warum. „Mag sein“, gibt er zur Antwort. Und nun kommt nur das typische Ansehen des Wassers im Taft mit dem Boden seines Bergens.

„Bist Du“, Florian weiß nicht, woher ihm der Mut kommt, — fragt er, „magst mich heiraten?“ — „Warum nicht?“ Anna macht lustige Augen und schnippt mit den Fingern. — „Und Heiraten haben, eine ganze Menge?“

„Natürlich.“ — „Langes Stillsein.“ — „Endlich! Auch ne Ruh oder zwei?“ — „Ach das.“ — „Aber sie wird nicht meilen können, denkt Florian. Und wenn er Wißt fährt, wird sie sich die Nase zuhalten. Aber weiß?“

Anna beobachtet das Musikspiel seiner Knie. Ist das ein Knarz, der Florian. So was hat sie noch nicht erlebt! Ob er es im Ernst meint? Er sagt: „Aber die Schiffe da, die weichen, die taunnt Du dann nur für Sonntagsgeheim.“

„Macht nichts.“ — Inzwischen beginnt am Himmel ein dunkles Spiel. Das Wasser unterm Kiel wirft Blasen auf. Florian wendet und wirft sich mit aller Kraft in die Riemen. „Wußt das sein?“ fragt Anna belustigt. Er zieht die Riemen hoch und beschreißt mit dem Rinn einen Halbkreis. Mitten im Arbeiten geht es ihm heiß durchs Herz: Sagte sie nicht, daß er ein hübscher Junge sei? Er fragt laut, mit einer Stimme, die schwer von junger Liebe ist: „Magst mich küssen, Du?“

„Freilich“, lacht sie sonderbar.

Er läßt die Ruder los und nähert sich ihr zitternd. Mit baumtasteten Armen sucht er ihre Nähe. Doch sie schreit: „Du bist verrückt, Florian, laß mich los!“ — „Du hast gesagt!“ empört er sich. Er ist kein Spielzeug. Seine Liebe wird Wit. Sie stimmt sich mit beiden Händen gegen seinen Mund, er atmet den fremden Duft dieser unverbrauchten Hände. Seine Augen sind dunkel vor Erregung. Das Boot schwankt. „Sei vorsichtig“, schreit sie. — „Du hast's gesagt!“ — „Das war doch alles nur Spaß; hast Du denn das nicht gewußt?“

„Was, Spaß?“ — „Alles. Das mit Anna und mit dem Heiraten und den Küßen. Eben alles. Das ist doch klar.“

Er sieht sie mit Raubtieraugen an, so daß sie blaß wird bis unter die Haarwurzeln.

Dann biegt er sich zurück, nimmt von neuem die Ruder. Von seinen Schläfen perlt der Schweiß. Anna sitzt vor ihm zusammengeklumpt da. Sie, die mit flehentlichen Händen spielerisch nach des großen Knaben Herz tastete, wagt nicht die Augen zu heben. Er überlegt ein paar lange Sekunden, welche Blässe im Gesicht; dann spuckt er aus. Und während er mit voller Kraft dem Weiter zuvorkommen sucht, geht ihm vieles durch den Sinn: Er sieht sich, den dummen Buben, als Sieger aus einem seltsamen Kampf hervorgehen, und sieht sich gegenüber eine junge Dame von äußerem Liebreiz, gewillt zu spielen, wo auch immer sie ein Spielzeug finden mag. — verlegend, wenn es gilt, die Spielregeln zu bezerzigen. Fardlos, bemitleidenswert und doch nicht ganz so schlecht, wie er noch vor Minuten zu denken geneigt war. Gottlob, er fühlt in sich das gute Blut, das saugt keine Bitterkeit auf, und er beginnt leise zu pfeifen.

Und als Anna ihm zum Abschied das Geld hinhält, nimmt er es — warum nicht? —, aber die Hand, die sie ihm reicht, ergreift er nicht. „Auf Wiedersehen, Florian.“ Sie hat Tränen in den Augen. — „Leb wohl, Anna.“

Und nun pfeift er wieder laut und fröhlich wie zuvor, wenn auch in einer tieferen Tonlage.

Das zusammengeklügelte Kaffeegeschäft.

Seitigentags gehört schon ein ganz Teil Mut dazu, ein Kaffeegeschäft zu eröffnen. Wesentlich vereinfacht wird die Sache allerdings, wenn man sich die nötige Einrichtung auf so billige Weise „bestor“ wie kürzlich Frank Grest in Giesago. Schon seit Jahren hat dieser geschäftstüchtige kleiner Geschäft und Einrichtungsgegenstände allmählich zusammengeklügel. Es war zwar in den Betrieben, wo Erft angeliefert war, fast immer aufgefallen, daß Teller und Tassen, Schüsselchen und gar Stühle und kleine Tische auf rätselhafter Weise abhandelt kamen, aber Grest wußte den Verdacht stets auf andere zu lenken. Erst als kürzlich eine ganze Kiste verschwand, hielt man bei ihm Hausungung, der der man eine fast völlige Ratte zusammengeklügelte fand.